

KARL EIBL

## ES MÜSSEN NICHT IMMER BÜCHER SEIN

Gewiß doch, geisteswissenschaftliche Forschung entzieht sich betriebswirtschaftlichen Kosten-Nutzen-Rechnungen ähnlich wie naturwissenschaftliche Grundlagenforschung. Aber dieser Vergleich bringt auch einige Konterbande mit in die Argumentation: Auch hinsichtlich der naturwissenschaftlichen Grundlagenforschung wird zuweilen die Frage gestellt, ob da nicht manche Mark sinnlos verpulvert wird. Der Appell an den Konsens, daß man die *Ziele* geisteswissenschaftlicher Forschung nicht dem Diktat von Kosten-Nutzen-Rechnungen unterstellen solle, befreit nicht von der Aufgabe, über den *rationellen Einsatz der Mittel* nachzudenken, das heißt etwa darüber, ob man nicht mit gleichem finanziellen Aufwand in kürzerer Zeit zu mehr angemessen gesicherten Texten kommen kann.

Historisch-kritische Ausgaben werden in dreifacher Weise durch öffentliche Mittel gefördert: Mittel für die laufende Arbeit, Druckkostenzuschüsse und Bibliotheksetats. Der erste Posten sei hier nicht in Frage gestellt. Aber muß solche Arbeit wirklich immer ihr Telos in den Prachtbänden einer (dann doch jahrzehntelang unvollständigen) historisch-kritischen Gesamtausgabe finden? Gerade wenn, wie mehrfach betont, sich solche Ausgaben nicht an Leser, sondern an wissenschaftliche Benutzer richten, wird man als Alternative zum Medium Buch auch andere Medien zumindest in Erwägung ziehen müssen, etwa die – zugegeben: scheußlichen – Microfiches oder das Telefax, das Texte aus einem zentralen Depot übermitteln könnte.

Vor allem aber scheint mir seitens der deutschen germanistischen Editionsphilologie die Entwicklung auf dem EDV-Sektor nicht hinreichend zur Kenntnis genommen zu werden, wohl deshalb, weil die meisten namhaften Editoren mitten in Unternehmungen stecken, deren Weichen schon lange gestellt sind, so daß solche Alternativen allenfalls ihr platonisches Interesse finden. Zwar ist in letzter Zeit häufiger von Computer-*unterstützten* Editionen die Rede und natürlich von TUSTEP. Aber gerade das ist bezeichnend: Die Krönung auch von TUSTEP ist letztlich das gedruckte Buch. Die wissenschaftliche Edition der Zukunft aber ist nicht die Computer-*unterstützte*, sondern die Computer-Edition, bei der das fertige Produkt auf dem Bildschirm steht (und natürlich auch auf einen Drucker ausgegeben werden kann).

Es sei der Hinweis auf eigene Bemühungen und Erfahrungen erlaubt, weil das Klagenfurt-Trierer Unternehmen einer Transkription des Nachlasses von Robert Musil (Leitung Friedbert Aspetsberger, Adolf Frisé und Karl Eibl) versucht hat, erste Schritte in dieser Richtung zu gehen. Nach Abschluß der Transkriptionen (Aufnahmen in WordPerfekt bzw. TU-STEP) wurden die Daten in Trier/München für das Retrieval-Programm WordCruncher aufbereitet, dessen Suchfunktionen angepaßt und mit einigen Zusatzinformationen versehen. (Die Publikation durch den Rowohlt-Verlag ist für April 1992 vorgesehen.) Es ist nun möglich, sich auf dem PC in diesem Nachlaß, dem Arbeitsinstrument Musils in den Exiljahren, weit besser zurechtzufinden, als das Musil selbst konnte. Ein etwas anderer Weg wird in Klagenfurt beschritten, wo die Texte zusammen mit den Informationen des Wiener Nachlaßkatalogs in Form einer Datenbank verfügbar gemacht werden.

Auch wir waren zunächst in die klassische Richtung einer historisch-kritischen Gesamtausgabe gegangen. Aber die Komplexität dieses Nachlasses mit seiner Vielzahl von variierenden Entwürfen zu Veröffentlichtem und Unveröffentlichtem, vor allem aber mit seiner Unzahl von Studienblättern, die nicht ausformulierten Text, sondern immer wieder neue Dispositionsüberlegungen und Formulierungsversuche enthalten, und seiner Unzahl an Querverweisen (etwa 1350mal auf »NR«, das heißt Notizen zur Reinschrift, 1200mal auf »AE«, Anders-Einzelblätter, 2450mal auf »II R Fr«, Fragen zur Reinschrift des zweiten Bandes usw., jeweils natürlich mit zusätzlichen Angaben für die genaue Stelle), hätte eine solche Ausgabe zur Marterkammer für Editoren und Benutzer gemacht. Mag der Musil-Nachlaß auch in manchem ein Sonderfall sein, so läßt sich doch einiges verallgemeinern: Das Gesamtheitsprinzip nicht unbedingt der Ausgabe, wohl aber der Materialerhebung ist sinnvoll und läßt sich am ehesten durch eine elektronische Transkription verwirklichen. Denn damit steht das gesamte Material in einer Übersichtlichkeit zur Verfügung, wie sie kein konventionelles Verfahren bietet. Das Material kann schon in dieser Form, also lange vor einer eventuellen Buchausgabe, dem wissenschaftlichen Publikum zur Verfügung gestellt und in den Forschungsprozeß eingebracht werden. Anschließend ist es dann möglich, – in Klagenfurt ist das in Angriff genommen – Teilkomplexe bzw. Einzelwerke in der Form der »klassischen« historisch-kritischen Ausgaben zu edieren – wenn es wissenschaftliche Fragestellungen gibt, die das überhaupt noch als sinnvoll erscheinen lassen.

Ein Blick schon in die allernächste Zukunft ergibt andere Perspektiven. Da werden Programme, die derzeit noch in der Entwicklung sind (»Hyper-text«-Programme), die Möglichkeit geben, von einer bestimmten Stelle des Textes aus per Knopfdruck in einem »Fenster« genau jene Informatio-

nen aufzurufen, die man heute durch den Blick in den Apparat oder Kommentar ermittelt. Ich wage die Prophezeiung: Wenn der erste relevante Text in dieser Form erschienen ist, wird man historisch-kritische Gesamtausgaben alten Typs nur noch aus bibliophilen Gründen haben wollen. – Um so wichtiger wäre es, den inzwischen kaum mehr überschaubaren Software-Markt unter philologischen Gesichtspunkten zu sichten und seine Entwicklung kritisch zu begleiten. Das ist kaum in Einzelinitiative zu schaffen, da ein entsprechendes Programm allemal seine 1000 DM kostet und dazu eine Menge Arbeitszeit, wenn man wirklich alle eingebauten Möglichkeiten beurteilen will. Notwendig wäre eine Clearing-Stelle, in Osnabrück, Marbach oder sonstwo, die entsprechende Erfahrungen zusammenfaßt und an die sich dann auch weitere Aktivitäten anlagern könnten, wie etwa ein zentrales Depot elektronischer Editionen (eine »Mail-Box«), auf dessen Bestände von externen Arbeitsplätzen aus on-line zugegriffen werden kann. Das ist bei weitem keine Zukunftsmusik mehr, sondern eine bereits laufende Entwicklung. Kollegen anderer Philologien und anderer Länder, in denen das Editions-wesen weniger Tradition und auch weniger »alte Paläste« hat, sind uns schon eine Nasenlänge voraus.